

# Ein Eidgenosse : historische Episode aus der schweizerischen Staatsumwälzung vom Jahr 1798

Autor(en): **Appenzeller, J.C.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Taschenbuch**

Band (Jahr): **15 (1866)**

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-121804>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Ein Eidgenosse.

Historische Episode aus der schweizerischen Staatsumwälzung vom Jahr 1798.

Mitgetheilt von J. C. Appenzeller,

Pfarrer in Bern,

aus dem handschriftlichen Nachlaß seines sel. Vaters.

Als im Jahr 1798 Eilboten über Eilboten von Bern nach Zürich, dem damaligen Vororte der Schweiz, kamen, um bundesmäßigen Zuzug dringend zu begehren, hielt es Zürich für zu gewagt, noch ein neues Aufgebot zu beschließen. Bereits hatte es — wie mehrere andere Kantone — seine Kontingente marschieren lassen. Aber ein Mehreres zu thun, hielt es, vom eigenen Landvolk bedroht und von Mengaud, dem französischen Agenten, eingeschüchtert, nicht für rathsam. Dennoch war das Schreiben von Bern so dringend, daß man antworten mußte. Zudem waren die Feinde aus dem Bischöflich-Baselschen und aus dem Waadtlande in so drohendem Anmarsche, daß nur durch einen allgemeinen Aufstand aller Eidgenossen das Schicksal der Schweiz noch abgewendet werden zu können schien.

Den dringenden Mahnbriefen Berns um schnelle Hülfe waren auch ähnliche Schreiben an Uri, Schwyz und Unterwalden beigezschlossen, mit der Bitte an Zürich, sie durch Expreffe an die betreffenden Kantone eiligst abzusenden und mit seinem Fürwort zu unterstützen.

Zürich schwankte; es schien mehr zur Ergebung in sein Schicksal geneigt, als zum Widerstand. Doch berief es seinen Senat zusammen, um Bern eine Antwort werden zu lassen.

In dieser Versammlung erhob sich eine bedeutende Anzahl von Stimmen gegen das Ansuchen Berns. Vorzüglich wußte Einer der Magistrate mit der ganzen Gewalt seiner hinreißenden Beredsamkeit darzuthun, daß diese von Bern nachgesuchte Hülfe nicht nur unnütz und zu spät sei, sondern daß durch Bewilligung derselben das aufgeregte Volk im eigenen Canton nur noch erbitterter und rasender gegen die Hauptstadt wüthen, der Feind aber, welcher doch nicht mehr aufzuhalten sei, um so schonungsloser gegen Zürich verfahren werde, wenn es sich noch in den letzten Augenblicken ihm entgegenstelle.

Indessen war doch das Gefühl für Berns Noth übermächtig in den Herzen der Senatoren. Die Mehrzahl der Versammlung beschloß, die nachgesuchte Hülfe zu gewähren, ein drittes Contingent marschieren zu lassen und die von Bern an Uri, Schwyz und Unterwalden beigezschlossenen Briefe mit empfehlenden Begleitschreiben alsozgleich durch Eilboten abzufertigen. Der damalige Stadtschreiber von Zürich wurde mit der Abfassung und Expedition dieser Schreiben an die Waldstätte beauftragt.

Um 2 Uhr Nachmittags lagen sie fertig auf dem Kanzleisch, zum Abgange bereit. Aber alle Mühe, Jemand aufzufinden, der sie über den Albis auf Fußz

pfaden an ihre Bestimmung bringe, war umsonst. Außerhalb der Thore Zürichs lauerte man auf allen Wegen und Stegen, um jede gegenseitige Mittheilung der Regierungen zu vereiteln. Wer nur irgendwie das Aussehen eines Abgeordneten, eines Gilboten, eines Expressen hatte, der wurde durchsucht und mußte hergeben, was man auf ihm fand. Viele, die zu Fuß oder zu Pferd, selbst verkleidet, es gewagt hatten, sich mit Botschaften auf den Weg zu begeben, wurden aufgegriffen und oft sehr schonungslos behandelt.

Diese Gefahren, in der ganzen Stadt Zürich bekannt, machten Jedem um seine Haut besorgt. Der Stadtschreiber fand keinen Boten. Mochte er noch so gute Bezahlung versprechen, — es war umsonst. Niemand wollte die Aufträge übernehmen und die Reise wagen. So war es später Abend geworden und die Glocke schlug 8 Uhr, als noch mit Trommelschlag bekannt gemacht wurde, man suche einen oder mehrere vertraute Männer, um sie mit Aufträgen zu entsenden; angemessene Belohnungen wurden dazu verheißen. Vergeblich! Niemand meldete sich.

So hatte Furcht und Mißtrauen Alle gelähmt. Jetzt war es Mitternacht. Immer noch hatte der Stadtschreiber gewartet. Endlich legte er sich zu Bette, erschöpft von den Geschäften des unruhevollen Tages und bekümmert, daß Niemand mehr dem Vaterlande zu dienen bereit sei.

Und doch, horch! Man klingelt, man klopft an der Stadtschreiberei! Man läßt sich anmelden gegen 1 Uhr nach Mitternacht und will den Stadtschreiber sprechen. Dieser, aus dem ersten Schlummer erweckt und erschreckt, wirft sich in seinen Nachrock und eilt in das Vorzimmer des Schlafkabinetts, um zu sehen, wer noch so spät

Audienz verlange, und was wohl Außerordentliches vorgefallen sei. Und mit welchem Erstaunen begrüßt er den späten Gast und hört aus dessen Mund die Frage:

„Sind die Briefe von Bern an die Waldstätte expedirt?“

Der Stadtschreiber: „Warum fragen Sie dieß?“

Der Gast: „Ich hörte diesen Abend spät in Gesellschaft, es habe sich noch Niemand gefunden, der sie besorgen wolle. Verhält sich's so, Herr Stadtschreiber?“

„In der That,“ erwiderte dieser, „es ist so; Niemand hat bis jetzt die Besorgung übernehmen wollen, so große Belohnung man auch versprach. Aber ich bitte Sie, sprechen wir lieber von Dem, was Sie noch so spät zu mir führt.“

Der Gast: „Ich will die Briefe selber bestellen; wo sind sie?“

Des Stadtschreibers Erstaunen und Verlegenheit stieg auf's Höchste. Er hatte denselben Magistraten vor sich, der in der Senatsitzung das Ansuchen Berns bestritten, ja auf's Heftigste bekämpft hatte. Dieser Nämliche verlangte jetzt die Briefe, um sie an die Behörden jenseits des Albis zu bringen!

„Herr,“ erwiderte der Stadtschreiber, „Sie deuten es mir gewiß nicht übel, wenn ich Ihre Rede von heute Morgen und Ihr gegenwärtiges Anerbieten im Widerspruch finde. Ich kann es Ihnen nicht verhehlen, Sie setzen mich durch Ihren unerwarteten, mir unbegreiflichen Antrag in die größte Verlegenheit. Wie könnte ich Ihnen diese Briefe anvertrauen?“

„Wie, Herr Stadtschreiber, fehlt es Ihnen an Vertrauen zu mir? Kennen Sie mich als einen schlechten

Mann? Glauben Sie mich wirklich einer verrätherischen That fähig? Geben Sie mir getrost die Briefe!"

„Aber Ihre Gesinnungen, die Sie in so entschiedenem Gegensatze gegen unsere Ansichten ausgesprochen haben! Man kennt Sie in ganz Zürich als einen Mann, der die Sache des Volkes in Schutz nimmt und versichert; man traut Ihnen sogar geheime Einverständnisse mit den Patrioten, Liebe zu den Franzosen und jakobinische Grundsätze zu. Mein, mein Herr, Ihnen darf ich diese Briefe nicht geben!"

„Herr Stadtschreiber! Ich frage Sie noch einmal, haben Sie je etwas Schlechtes von mir gehört? Glauben Sie mich wirklich fähig, einen Verrath an meinem Vaterlande zu begehen? Wenn das ist, dann verlang' ich die Briefe nicht."

„Mein, Schlechtes hab' ich nie von Ihnen gehört; aber Sie werden begreifen, daß ich Ihnen nach der Rede, die Sie heute gehalten haben, ohne großes Bedenken und schwere Verantwortlichkeit die Briefe nicht anvertrauen kann. Wissen Sie, daß es um meinen Kopf geht, wenn ich in diesem Augenblick mein Gewissen gegen das Vaterland belade. Die öffentliche Meinung der Stadt ist nun einmal gegen Sie. Was sollt' ich sagen, wenn ich morgen gefragt würde: ob die Briefe spedirt seien, und wer der Mann sei, dem ich dieselben übergeben habe?"

„Nennen Sie nur meinen Namen! Kein Makel haftet auf ihm. Geben Sie mir die Briefe; es ist keine Zeit zu verlieren. Ich kenne alle Ab- und Seitenwege. Eine Karte von Ihnen wird mir die Thore öffnen. In vierundzwanzig Stunden bin ich zurück und bringe Ihnen die Empfangsscheine von den Ländern. Wissen Sie, ich

mache Sie verantwortlich, wenn Sie länger mit der Uebergabe dieser Briefe zaudern! Was ich diesen Morgen auf dem Rathhause mit Entschiedenheit aussprach, das war und ist meine Privatmeinung, meine persönliche Ueberzeugung. Das Stimmenmehr war gegen mich. Aber jetzt bin ich Bürger, der dem Beschlusse seiner Regierung Gehorsam schuldig ist, auch wenn es gegen die eigene Ueberzeugung geht. Es ist eine Schmach, daß sich Niemand fand, dem Willen der Regierung Folge zu leisten. Ich fühle mich gedrungen zu thun, wozu Sie keinen Andern finden können.“

Der Stadtschreiber, überwältigt von solcher Seelenstärke und Vaterlandsliebe, eilte, vom Kanzleitische die Briefe zu holen. Er übergab sie — ihm die Hand drückend — mit den Worten: „Da haben Sie's! Es ist wahr, ich habe nie etwas Schlechtes von Ihnen gehört. Reisen Sie mit Gott!“

Während dieser Unterhandlungen im Vorzimmer ängstigte sich im Schlafkabinet des Stadtschreibers Gemahlin mit den schrecklichsten Vorstellungen. „Oft,“ sagte sie nachher, „oft wollt' ich meinem Gatten rufen: „Um's Himmelswillen, gib die Briefe nicht. Ich war im fürchterlichsten Zustande, den man sich denken kann. Ich glaubte meinen Mann verloren, wenn er diesem Menschen die Briefe anvertraue. Dennoch vermocht' ich's über mich, zu schweigen, — aber enthalten konnt' ich mich nicht, als mein Gatte in's Zimmer zurückgekehrt war, ihm alle meine Zweifel und Bedenken vorzuhalten, ihm zu sagen, welche Verantwortlichkeit er auf sich geladen habe, und ihn zu fragen, wie, wenn diese Sache nun doch fehlschlagen sollte, er sein blindes unbesonnenes

Zutrauen in diesen Franzosenfreund vor seiner Regierung werde rechtfertigen können.“

Auch dem Stadtschreiber ward's dadurch wieder unheimlicher und unruhiger zu Muth, und er dachte schon daran, welche Maßregeln er zu seiner Rettung zu ergreifen hätte, falls er sich wirklich in seinem Vertrauen getäuscht haben sollte. Doch ließ er die schweren Gedanken nicht Wurzel fassen. Immer kam er wieder darauf zurück: Ich weiß nichts Schlechtes von ihm. Er hatte Recht, mich zu fragen, ob ich ihn einer niedern That zu zeihen wüßte? Wie er auch vor Rath gesprochen haben mag, — er sagte doch nichts, wodurch er sich entwürdigt hätte. Wahrlich, dieselbe Vaterlandsliebe, die uns für Bern stimmte, kann ihn auch auf eine entgegengesetzte Meinung geführt haben! . . .

Als am folgenden Tage die Frage durch ganz Zürich lief, ob die Briefe abgegangen seien und wer wohl der Träger derselben sei? als auch der Stadtschreiber von mehreren Seiten darüber ausgefragt wurde, gab er anfangs immer ausweichende Antwort. Erst als einige der höchsten Staatsbeamten förmlich in ihn drangen, gestand er ihnen, wem er die Briefe übergeben habe. Alle schüttelten mit bedenklicher Miene den Kopf, aber Jeder sagte: „Ich weiß nichts Schlechtes von ihm.“

Der Tag verstrich unter dem Wechsel von Furcht und Hoffnung. Der Stadtschreiber und seine Vertrauten zählten die Stunden. „Binnen vierundzwanzig Stunden bin ich wieder zurück,“ hatte der Unbegreifliche versichert. Aber bei kühlerm Nachdenken berechnete man jetzt, daß auch der trefflichste Läufer innerhalb dieser Zeit den Weg von Zürich nach Altorf und wieder zurück, der Umwege über Schwyz und Stanz nicht zu gedenken, unmöglich

zu machen im Stande sei. Man erwog ferner, wie ungeachtet der Zuversicht, mit der er die Botschaft übernommen, und ungeachtet seiner wirklich ungewöhnlichen geographischen Kenntnisse, ihm dennoch etwas Menschliches begegnen könne. Noch war die Jahreszeit hart, noch waren die Tage kurz. Auf dem Zürcher- oder Bierwaldstättersee konnten ihn widrige Winde aufhalten. Wie, wenn ihm noch Schlimmeres vom aufgebrachten Landvolke widerfuhr? Man durfte sich diese Möglichkeit kaum gestehen. Man beredete sich gerne, daß das Volk zu Berg und Thal, im Zürchergebiet wie in den Ländern, ihn als Freund des Volkes überall kenne, und daß ihm von dieser Seite kein Leid geschehen werde. Indessen liegt es in solch' aufgeregten Zeiten in der Natur der Dinge, daß man unruhig ist und leicht das Schlimmste befürchtet. In solcher Stimmung erwarteten der Stadtschreiber und seine Freunde den Abfluß der vierundzwanzig Stunden.

Man denke sich die freudige Erregung, als der sehnsuchtsvoll Erwartete, sein gegebenes Wort lösend, beinahe um dieselbe Stunde eintrat, in welcher er in der vorigen Nacht sich auf den Weg gemacht hatte.

„Hier bin ich wieder,“ sprach er, „und da ist die Bescheinigung vom Landammann von Stanz, daß ich die Briefe richtig abgeliefert habe. In meiner Gegenwart ordnete er zwei Eilboten mit den Briefen an Uri und Schwyz ab. Der weitere Erfolg steht in Gottes Hand. Ich habe meine Pflicht erfüllt und muß der Natur meine Schuld bezahlen. Ich bin müde. Ermattung und Schlaf zwingen mich, Ruhe zu suchen. Gute Nacht, meine Freunde!“

Er eilte aus dem Zimmer — nur Erstaunen und stummen Dank konnte man ihm beweisen.

„Sie sind doch der biedere, der edle und großherzige Patriote, den ich mir dachte,“ sprach der Stadtschreiber, als er ihm die Treppe hinunterleuchtete. „Wir können es Ihnen nicht vergelten, was Sie gethan haben,“ rief er ihm nach. Aber dieser erwiderte: „Was hab' ich denn mehr gethan, als meine Pflicht? Möchte nur das Vaterland damit gerettet sein!“

Es war nicht gerettet. Bern stand mit seinem treuen, aber übelgeleiteten Volk allein im Sturm des Ungewitters. Feinde ringsum! Umsonst kämpfte es an den Ufern der Sense und auf den Hügeln von Neueneck, in den Feldern von Fraubrunnen und Zegistorf und im Walde des Grauholzes, würdig seiner Väter und eines bessern Schicksales werth. Aber der Bund der alten Eidgenossen war schon aufgelöst, eh' die Feinde einbrachen. Keiner der Kantone blutete für Bern. Die Verbündeten standen in der Nähe als Zeugen des ungleichen Kampfes, ohne Befehl zum Angriff der Feinde oder zur Theilnahme am Streite Derer, die den Untergang ihrer Freiheit nicht überleben wollten. So kam es denn, daß Alle — vom Lemman bis zum Bodensee, von der Alpenwand bis an den Rhein — dasselbe Schicksal theilen mußten: Unterwerfung!

„Wer war aber jener Edle?“ So hör' ich euch fragen, Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen des lieben Schweizerlandes, die ihr dieses leset . . .

Wer es war?

Es war Derselbe, der, als nun Alles dahingefallen, als nur ein Schatten noch von Freiheit übriggeblieben

war — den stolzen und maßlosen Zumuthungen des stolzen Siegers kraftvoll und ohne Furcht, mitten unter den Bayonetten der Unterdrücker und der Kreaturen der übermüthigen Fremdlinge, öffentlich Widerstand leistete; der im Senate als Staatsmann, wie im alltäglichen Leben als Bürger — die Ehre der Schweiz vor der Schmach ihrer Unterdrücker unerschütterlich, wie die Felsen seines Vaterlandes zu retten suchte. Es war Derselbe, der, als sein Vaterland wieder bessere Tage sah — mit der rastlosesten Thätigkeit und der ausdauerndsten Geistes- und Willenskraft, mit einem Muth, der allen Schwierigkeiten trogte, und einer Liebe, die alle Eidgenossen mitriß, — das Werk begann, leitete und ausführte, das seinen Namen unvergänglich durch alle Jahrhunderte der Schweizergeschichte erhalten wird, — das Werk, dem Tausende im untern Glarnerlande ihre Rettung von immer wiederkehrenden Ueberschwemmungen und verderblichen mephitischen Dünsten zu verdanken haben — es war:

Konrad Escher von der Linth.

---